



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasilien.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastorkonferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

16 Jahrgang.

Blumenau, im Dezember 1923.

Nr. 12.

Advent und Weihnacht.

Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott, redet mit Jerusalem freundlich und prediget ihr, daß ihre Ritterschaft ein Ende hat, denn ihre Missetat ist vergeben. Es ist eine Stimme des Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg, machet auf dem Gefilde eine ebene Bahn unserm Gott. Alle Täler sollen erhöht werden, und alle Berge und Hügel sollen erniedrigt werden, und was ungleich ist, soll eben, und was hödrig ist, soll schlicht werden, denn die Herrlichkeit des Herrn soll offenbart werden.

Jes. 40, 1-5.

Johannes der Täufer hatte den zweifachen Auftrag: zu trösten und den Weg zu bereiten. Letzteres tat er mit seinem Rufe: „Tut Buße!“; das Erstere mit der Verkündigung: „Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!“ Auch der christliche Prediger hat denselben Doppelauftrag wie Johannes.

„Tröstet, tröstet mein Volk!“ Brauchst du Trost? Möchtest du ihn zur Weihnacht haben? Können dich gute Freunde, gute Werke, Essen und Trinken, Lob und Ehre nicht mehr trösten? Dann grade bist du in der rechten Verfassung, um den Trost Gottes zu empfangen. Solcher Trost soll „freundschaftlich“ sein. So hat es Luther übersetzt. Im Grundtext ist's aber eigentlich noch viel stärker ausgedrückt: „Redet Jerusalem an's Herz!“ Also nicht nur so obenhin, sondern etwa, so, wie eine Mutter ihrem Kinde „an's Herz“ redet! — Das ist aber der Trost: Es soll die Herrlichkeit des Herrn, der schon lange da ist, auch in dir offenbar werden. Es gibt einen Heiland, er ist dir ganz nahe mit seiner Herrlichkeit voller Gnade und Wahrheit. „Voller Gnade“, denn er bietet dir Vergebung deiner Sünde an und Befreiung aus dem Frondienst, der Knechtschaft der Sünde. O der herrlichen Weihnachtsgaben, die er dir zusagt! Und er ist auch „voller Wahrheit“: Gelsenfest kannst du dich darauf verlassen, daß beides, Vergebung und Freiheit, dir erworben ist. — Zu trösten ist der erste Auftrag. Damit er aber recht gelinge, haben wir noch einen zweiten:

„Bereitet dem Herrn den Weg!“ Das Wegbereiten besteht im Wegräumen alles dessen, was hinderlich ist. Die Berge müssen hinweg, die Berge der eignen Gerechtigkeit, alles Hochhaltens von sich selbst. Wir müssen erst erkennen, daß wir in Wahrheit Sünder sind, denn sonst brauchen wir ja keinen Sünderheiland; warum sollten wir uns nach ihm sehnen? — Aber auch die Täler müssen erhöht werden, damit die Bahn ganz eben sei. Damit sind gemeint die Täler des Grammes, des Annutts, des Zweifels und Verzagens. Du meinst: ich habe auch alle Ursache dazu. Nun gut, das mag sein, ich will dir's nicht bestreiten. Es gibt viel Grund zum traurig sein. Aber Dein Gott möchte dir so gern heraushelfen aus diesem Tale. Das soll sein Weihnachtsgeschenk für dich sein. Halte ihm doch um Jesu willen still und laß dir alle diese Täler ausfüllen mit seinen Gnadenerwehungen, den vielen und klar-

ten und reichen, die sich an den Heiland knüpfen, der für die Sünder geboren ist und sie aus allem Jammer reißt. Er ist gekommen, zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Blinden das Gesicht und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen. — Er ist aber auch gekommen, um den inwendigen Bann und Trost deines Herzens zu brechen und es mit unaussprechlichem Trost, mit Glück und Gottesfrieden zu erfüllen. Gib dich ihm hin, tue wieder wie ein Kind, das fröhlich unter dem Weihnachtsbaume steht, so wird er deine Täler erhöhen und ebne Bahn machen und dann wird er eilen, einzugehen mit ihnen in den Himmel.

Komm, o mein Heiland Jesu Christ,
Mein's Herzens Tür dir offen ist.
Ach zieh mit deiner Gnade ein,
Dein' Freundlichkeit auch uns erschein.
Dein heiliger Geist uns führ und leit
Den Weg zur ewigen Seligkeit.
Dem Namen dein, o Herr,
Sei ewig Preis und Ehr!

Lge.

Ausprache des Centralvorstandes des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung an die Deutschen evangelischen Kirchen und Kirchengemeinden im Ausland zum Reformationstest 1923.

Liebe Glaubensgenossen!

Im Jahre 1523, also vor gerade 400 Jahren, beschiede Gott der evangelischen Kirche ihre ersten Märtyrer. In Brüssel starben zwei Augustinermönche, Luthers Ordensbrüder, als Befenner seines Glaubens den Flammentod. Da stimmte Luther das erste seiner Lieder an: „Der Sommer ist hart vor der Tür, Der Winter ist vergangen, Die zarte Blümlin gehn herfür, Der das hat angefangen, Der wird es auch vollenden.“ — Was war es, das ihn so singen machte, so froh, so sicher? Nicht auf äußere Kräfte sah sein Auge, weder auf Fürstengewalt noch auf Volksgunst, sondern auf die innere Siegeskraft der evangelischen Verkündigung, die einen Geistesfrühling voll Blüte und Verheißung über Deutschland gebreitet hatte.

Hundert Jahre später, als man 1623 schrieb, brach im Herzen des Schwedenkönigs Gustav Adolf zum erstenmal der Gedanke auf, in den Krieg einzugreifen, den Deutschlands Christen widereinander um das Recht und den Bestand der evangelischen Kirche führen. Es dauerte noch acht Jahre, bis es wirklich zur Landung an Pommerns Rüste kam. Dann ließ es Gott geschehen, daß durch Schwergewalt die Freiheit des evangelischen Christenmenschen verteidigt und für die Jahrhunderte gesichert wurde.

Ihr habt, teure Brüder, in den vergangenen Jahrzehnten manches durchzumachen gehabt, was an jene Zeit voll Sturm und Drang, aber auch voll Verfolgung und Bekämp-

fung erinnert. Und oft genug mag wohl aus Eurer Mitte der Blick hinausgegangen sein nach einem Retter wie Gustav Adolf. Aber keine äußere Gewalt war es, die Euch zu Hilfe kam. Was der heimlichen Siegesstärke, der stillen Geistesmacht des evangelischen Glaubens helfend zur Seite trat, war nichts mehr, nichts weniger als die Gemeinschaft der Gläubigen mit ihrer Trostgewalt und ihrer Liebeskraft.

Der Gustav-Adolf-Verein nimmt in Anspruch, vor allen späteren Bemühungen, sie anregend und führend, das trostreiche Liebeswerk der Fürsorge für die Diaspora getrieben zu haben. Es ist ihm tausendfach bezeugt worden, daß sein Kommen zu den Brüdern in der Zerstreuung wirkte wie das Kommen Gustav Adolfs in die Not des Dreißigjährigen Krieges. Man atmete auf, man faßte neuen Mut, man glaubte wieder, opferte freudiger, wartete geduldiger, betete treuer. Wir konnten vor 10 Jahren, im letzten Friedensjahr, Gott dafür danken, daß unser Gesamtverein bisher 6426 Gemeinden in ihrem Aufbau helfen durfte, darunter vielen, die ohne seine Hilfe nicht hätten bestehen können; daß er bei der Errichtung, Ausstattung und Erhaltung von 2768 Kirchen, 976 Schulen, 1088 Pfarrhäusern und vielen andern kirchlichen Bauten in der Diaspora wesentlich mitwirken konnte, von den weniger sichtbaren und doch oft noch wichtigeren Handreichungen unserer Liebe abgesehen, als da sind Gehalts- und Reisebeihilfen für Pfarrer, Vikare, Lehrer, Hausväter, Diakonissen, auch Unterhaltsbeiträge für Waisenhäuser und Erziehungshäuser aller Art und sonst zur Pflege des evangelischen Lebens in der Zerstreuung dienen kann, vom Größten bis zum Kleinsten, von der Mitarbeit beim Neuaufbau ganzer Landeskirchen bis hin zum Altarschmuck einer Vorstadtkapelle und zur Konfirmationsuppe im Gebirgsdorf. Das alles aber war nur ein Geringes, ein Sinnbild gleichsam nur des, was wir von ganzer Seele gaben: unserer innigen Verbundenheit mit denen, die denselben teuren Glauben empfangen haben und ihn unter so mancher Not und Gefahr bekennen. Wir wollten mit unsern Gaben den Genossen am Evangelium sagen: wir wissen von Euch, wir verstehen Eure Lage, wir stellen uns mit in Eure Reihen; Eure Sorge ist unsre Sorge, Euer Sieg im Christentum ist unser Gebet.

Nun ist das alles so ganz anders geworden. Unser Gabenstrom ward zum Bächlein und ist am Versiegen. Kaum daß noch soviel Tröpflein zusammenfließen, daß das Räderwerk des heimischen Vereinsbetriebes weiterlaufen kann. Die ganze Armut und Knechtschaft Deutschlands teilt sich unsern Werken mit. Es gehört zum Traurigsten von allem Traurigen, das uns beschieden ist, daß wir nichts mehr zum Geben haben. Den ungewöhnlichen Schritt dieser Ansprache an Euch, liebe Brüder, tun wir aus tiefer Bekümmernis um Euer Ergehen. Wir sorgen uns um Euch, wie sich wohl eine Mutter um die fernem Kinder sorgt, denen sie nicht mehr wie sonst Gutes, Nützliches darreichen kann. Unsere leeren Hände strecken wir Euch entgegen, daß wir die Euern fassen und an uns ziehen, damit Ihr den warmen Pulsschlag unserer Herzen spürt und Trost wie Mut findet, an unserer Treue. Wir lassen nicht nach, Euer Ergehen auch im Kleinsten fleißig zu verfolgen, das oft, ach, so schwer ist, weil auch Ihr am deutschen Lose dieser Tage Euern Anteil habt. Wir versuchen, unsere Boten überallhin zu Euch zu senden, die Euch ins Auge blicken und mit lebendigem Wort bezeugen sollen, daß die deutsche Mutterkirche ihre Töchter nie vergessen, nie verlassen wird. Will Gott, so werden einst bessere Tage kommen, und uns verstaten, wieder in alter Weise greifbare Handreichung zu tun als Erweis unserer Glaubensbrüderschaft.

Aber noch ein Zweites treibt es uns auszusprechen. Wir haben Dank zu sagen, innigen Dank Euch allen, die Ihr aus all Eurer Armut und Sorge heraus, in köstlicher Umkehrung der sonstigen Weise, uns mit reichen Gaben beschenkt habt, sei es, um uns wenigstens in bescheidenem Maße noch weiterhin zum alten Werk des Helfens stark zu machen — vor allem für die drei dringendsten Notwerke des Augenblicks: Rußland, Westpolen und Ruhrgebiet! — sei es für die Aufrechterhaltung unserer Arbeit in der Leitung des Gesamtvereins, insbesondere für die Fortführung unserer wichtigen Zeitschrift „Die evangelische Diaspora“. Wir würden gern alle die Länder und Kirchengebiete aufzählen, von denen uns in diesen schweren Monaten die Stärkung widerfahren ist, daß man uns Zinsen und Zinseszinsen von dem zahlte, was wir einst Spenden durften; doch reicht der Raum nicht, sie alle zu nennen, von Finnland bis Neapel, von Chile bis Windhuß, von Kapland bis Peking. Es ist ein wundervolles Glück, das zu spüren uns in allem Unglück der deutschen Gegenwart beschert ward, daß

die Glieder der deutschen evangelischen Kirche in allen Zonen sich als ein Ganzes fühlen, verbunden durch ein Leid, durch eine Hoffnung, durch einen Opfersinn. An diesem Glück der Gemeinschaft möchten wir Euch alle, liebe Brüder, teilnehmen lassen, es wird auch Euch wie uns munter und mutig machen zu Geduld und Vertrauen.

Das Reformationsfest steht vor der Tür. Was würde wohl Luther sagen, wenn er heute unter uns aufstünde? Gewiß schlige er zürnende Thesen an die Kirchentüren „wider die kleinen Fische, die den Weinberg Gottes verheeren“ und denen jetzt nicht mehr wie einst die weltliche Macht in den Arm fällt. Gebe Gott, daß bald wieder in allen Ländern und Staaten Obrigkeiten im Regimente sitzen, die sich als Statthalter Gottes und seiner Gerechtigkeit und nicht als Werkzeug der Masse und ihrer Begehrlichkeit wissen. Aber Luther würde wohl auch auf seine Kanzel steigen und dem christlich-evangelischen Volke deutscher Nation in allen Erdteilen mit schallender Stimme das Trost- und Mahnwort predigen, „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die Größeste unter ihnen“. Bei diesen Dreien wollen auch wir fest verbleiben: Bei unserm evangelischen Glauben, bei unserer Christen Hoffnung, bei der Gemeinschaft unserer brüderlichen Liebe. In solcher Gemeinschaft der Liebe grüßen wir Euch, die Genossen unseres Glaubens und Hoffens in der weiten Welt, mit Luthers Gruß, der Tränen trocknen und Sinkende hochreißen kann: Das Reich muß uns doch bleiben!

Leipzig, Weststraße 4, im Oktober 1923.

Der Zentralvorstand
des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung.

Vom alten Schriftleiter.

Saxdorf, den 23. August 1923.

Den lieben Lesern herzlichen Gruß zuvor.

Als alter Herausgeber des Christenbotens bekomme ich zu meiner großen Freude noch immer die neuesten Monatsblätter und danke dafür, daß dies möglich ist. Ich lese sie immer gern. Nicht nur für die Berichte aus den Gemeinden in Brasilien habe ich lebhafteste Anteilnahme. Ich verfolge auch aufmerksam, was über die Zustände und Ereignisse in der deutschen Heimatkirche berichtet wird, und wie man die augenblickliche Lage beurteilt. Es hat einen großen Reiz gleichsam auf das Echo zu achten.

Wenn ich nun wieder über die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland erzählen will, so ist das nicht leicht. Störend ist der Gedanke, wenn deine Zeilen drüben ankommen, gedruckt und gelesen werden, stimmt vielleicht schon vieles gar nicht mehr, und man weiß durch den Telegraphen schon besser Bescheid. Wir leben gerade wieder in einer Zeit, wo man nicht weiß, was der nächste Tag, die nächste Woche bringt. Vielleicht wird auch die Kirche mit in den Sturz der gegenwärtigen staatlichen Ordnung oder Unordnung, je nachdem wie man sagen will, mit hineingezogen? Ob die evangelische Kirche ebenso wenigstens äußerlich durchkommen wird, wie bei der Revolution 1918 ist sehr die Frage. Die Kommunisten sind bereit die Lage auszunutzen. Es hat an vielen Orten wieder blutige Köpfe und Tote gegeben. Die Ruhe ist nur oberflächlich oder überhaupt noch nicht hergestellt.

Sogar in meinem sonst so ruhigen Bauerndorf bekam ich vor einigen Tagen eine Probe der Zeit. Ich hatte gerade im Konfirmandenzimmer in meinem Pfarrhause den Unterricht begonnen. Die Unruhe der Kinder, die von der Straße hereinkamen, fiel mir auf. Da klopfte meine Frau an, rief mich heraus. Die Kommunisten waren im Dorf. Es ist dies ein sogenannter Rundling: Kirche, Pfarre, Schule, Nachtwächterhaus, Schmiede stehen in der Mitte. Die Bauernhöfe liegen rings im Kreise herum. Von der Veranda sah ich, wie Trupps von 15–20 Mann auf Rädern gekommen waren. Mit Rucksäcken und starken Knüppeln gingen sie gewaltsam ohne Bezahlung Lebensmittel holen. Ich unterrichtete die Kinder weiter. Wenn draußen die Ordnung gestört war, die kirchliche Arbeit sollte nicht darunter leiden. Ein Zeichen der Zeit, in das Pfarrhaus kam niemand. Das war weniger Schen und Ehrfurcht. Man weiß nur zu gut, daß bei den Pfarrern heut zu Tage keine Speckseiten zu holen sind. Die Geistlichen stehen sich schlechter als die Arbeiter, auch wenn sie vielleicht wenigstens in Preußen in Mark mehr erhalten. Der Arbeiter bekommt seinen Lohn aber am Wochenschluß, der Pfarrer nach Monaten, wenn das Geld entwertet ist, so bekommt

er in Goldmark, was die Kaufkraft des Geldes anbelangt, weniger. Mit einer Ausnahme, wo der Besitzer die frechen Bettler von seinem Hofe wies, haben die Kommunisten reiche Beute an Brot, Butter, Speck, Eier usw. eingeholt. Ich habe meinen Leuten ihre Aengstlichkeit vorgehalten. Bei Kollekten geben sie an die wirklich Bedürftigen Zehntausende und auch schon Hunderttausende. Die Knüppelbewaffneten, die es vielleicht oder sicher nicht so nötig hatten wie mancher andere, haben Millionenwerte weggeschleppt. Es fehlt in meinem Dorfe bisher noch der Stahlhelmbund. Ob er jetzt gegründet wird, weiß ich nicht. Jedenfalls darf aber „Der Stahlhelm“ nicht wieder nur seine Leute mit starken Eichenknütteln bewaffnen. Er muß auch billige Lebensmittelverkaufsstellen gründen was wie ich gestern hörte, an einem Orte hier in der Nähe bereits geschieht. Nur so kann er helfen, daß unsere Zustände gesunden.

An jenem Tage war die Konfirmandenstunde anders, als ich sie mir vorher gedacht hatte. Ich konnte aber die Kinder darauf aufmerksam machen, sie hatten es mit eignen Augen gesehen, wohin die Gottlosigkeit führt. Es ist jetzt nicht leicht, Pfarrer in Deutschland zu sein. Das böse Beispiel verdirbt die Seelen. Aber jedermann kann jetzt auch wieder gezeigt werden, daß ohne Belehrung der Einzelnen und des ganzen Volkes das endgültige Verderben unaufhaltsam ist. Man braucht nur die Zeitung zu lesen. Viele bestellen freilich die Blätter ab und kümmern sich um gar nichts mehr. Das Sonntagsblatt, das in meiner Gemeinde gelesen wird, kostete im August zuerst 3000 Mark. Im Juli hatte es 800 Mark gekostet. Jetzt habe ich für August 3000 noch einmal nachträglich und für September 40 000 Mark eingezogen.

Ich habe mich allzulange bei diesen kleinen Verhältnissen meiner Gemeinde aufgehalten. Auf größere Fragen will ich auch noch zu sprechen kommen. Da liegt die neue Kirchenverfassung der altpreußischen Provinzen noch immer in der Schublade. Das heißt, sie ist noch nicht in Kraft getreten. Es ist unbekannt in weiteren Kreisen, wann das geschieht. Ob die Eingeweihten es wissen? Die Kreissynoden tagen noch nach der alten Ordnung, ebenso die Provinzialsynoden. Ich wurde in die sächsische Provinzialsynode gewählt, die Ende Mai in Magdeburg tagte. Ich habe mich gefreut über den friedfertigen Sinn, der dort herrschte. Parteien fehlten. Was im politischen Leben diesen etwa entspricht, nannte sich auf der Synode eine Gruppe. Es war dies eher eine Arbeitsgemeinschaft als eine Partei. Hoffentlich bleibt das so, wenn die neue Verfassung in Kraft tritt und neu gewählt werden muß. Unsere Kirche hat mehr zu tun, als jetzt ihre Kräfte zu zersplittern. Einigkeit tut ihr wie dem ganzen deutschen Volke vor allen Dingen not. Und die Kirche hat Aufgaben. Die vielen Anstalten der christlichen Liebestätigkeit müssen erhalten werden. Diese Arbeit war früher sehr zersplittert. Kleine Kreise waren die Träger. Jetzt wird die Höchstleistung im Großen von der Kirche als solcher immer mehr in die Hand genommen. Das ist eine gute Wirkung der Notzeit. Ich habe selbst hier öfter auf das Beispiel in Brasilien hingewiesen, wo der Gemeindeverband von Santa Catharina das Krankenhaus gebaut hat.

Pfarrer Radlach.

Ein Mann, wie wir ihn brauchen.

Zur 75-Jahrfeier des Centralausschusses für Innere Mission.

Die Erkenntnis in unserem Volke wächst mehr und mehr, daß uns in unserer furchtbaren Lage keine äußere Macht helfen kann und wird. Wer sich darüber keinen Täuschungen hingibt, muß sich notgedrungen nach solchen Kräften umsehen, die den Schaden wirklich in der Wurzel erfassen und von innen her heilen können. Als Johann Hinrich Wichern am 23. September des Revolutionsjahres 1848 in der Schloßkirche zu Wittenberg vor den Führern der deutschen evangelischen Christenheit seine Feuerrede hielt, ging er von dieser Erkenntnis aus und zeigte gangbare Wege aus der deutschen Not heraus.

„Die tiefste Quelle des Unheils, das über den Staat hereingebrochen ist, liegt in der Entfremdung und dem Abfalle des Volkes von dem Wesen und Leben derjenigen Sittlichkeit, die ihr Maß und ihre Regel, wie ihren Grund und ihr Ziel allein im Evangelium hat. Wir sprechen von einer Entfremdung des Volkes von Gott, und verstehen unter Volk nicht eine gewisse Schicht der Gesellschaft, sondern das Ganze derselben, alle Stände, die unteren und oberen, alle Parteien, denn jener Schaden, die Wurzel allen Unheils, wirkt in allen mit treibender Kraft. Schämen und scheuen wir uns nicht, diese Wahrheit

zu bekennen! Dies Bekenntnis führt zur Freiheit, denn es stammt aus ihr.“ — Wenn man die Denkschrift Wicherns von 1849, der diese Worte entnommen sind, heute liest, so weiß man nicht, was mehr überwiegen sollte: die Bewunderung vor der Größe und dem Weitblick dieses Mannes mit seinen leuchtenden klaren blauen Augen — oder die Scham, daß in 75 Jahren von seinem großzügigen, alle Gebiete des Volkslebens durchleuchtenden Programm nicht mehr verwirklicht worden ist.

Freilich, wir wollen nicht undankbar sein. Fruchtlos sind seine Anregungen nicht geblieben. Die wenigsten Menschen, die mehr zufällig mit Anstalten der Inneren Mission in Berührung kommen, machen sich klar, was für eine gewaltige Summe von opferbereiter Liebe und christlicher Tatkraft in solchen Anstalten sich sammelt. Als nach der Revolution der unglückliche Versuch gemacht wurde, auch die Wohlfahrtspflege zu sozialisieren, merkten viele, auch viele Behörden zum ersten Mal, daß man den Segen, der von freier Liebesgesinnung täglich und stündlich, Tag und Nacht auf unser liebesbedürftiges Volk ausströmt, nicht auf Glaschen ziehen und durch bezahlte Nachstundenarbeit städtischer Angestellter ersetzen kann. Viele Fragen hüben und drüben nach der angeblich nicht zu spürenden Wirkung der evangelischen Kirche würden verstummen, wenn die Frager etwas mehr Einblick in die stetige, stille Lebensarbeit der Inneren Mission hätten. In ihr liegt ein nicht zu unterschätzender Tatbeweis der evangelischen Christenheit.

Aber die Innere Mission im Sinne Wicherns ist mehr „als ein Werk der Wohltätigkeit, im christlichen Sinne betrieben“. Wichern verschloß seine Augen nicht vor dem Tatbestand, daß die Kirche in Stadt und Land nicht an alle ihre Glieder wirksam herankommt. Darum stellte er die Forderung auf, „daß zuletzt im Umkreis der evangelischen Kirche kein Glied derselben mehr sei, das nicht das lautere Wort Gottes in rechter, d. h. gerade ihm sich eignender Weise hörte und die ihm sich anbietende Gelegenheit zu diesem Hören fände, auch ohne sie zu suchen.“ Wir fassen diesen Zweig der Inneren Missionsarbeit unter dem Begriff „Volksmission“ zusammen. Man sage ja nicht, diese Erwerbsarbeit gehe zu langsam und erfasse bestenfalls einzelne Wenige. War es denn vor 1813 anders? Geistige Erneuerungsarbeit ist immer organisch sich ausbreitende Erziehungsarbeit. Und hätten wir erst allerorten einen noch so kleinen, aber lebendigen Kern, dann brauchte uns um die Zukunft unseres ganzen Volkes nicht bange zu sein.

Und doch, es geht der Inneren Mission nicht nur um die Gewinnung einzelner Menschen, sondern um die Seele des ganzen Volkes. So hat Wichern sein großes, bis auf schwache Ansätze leider noch auf Verwirklichung harrendes soziales Programm verstanden. So scharf wie kaum ein anderer hat er die Wurzel des damals aufkommenden Kommunismus erkannt. „Tausende von denen, die selbst öffentlich, sich als seine Widersacher gebaren, sind, ohne es auch nur zu ahnen, seine kräftigsten Förderer durch die Beförderung des Unglaubens in ihrer Umgebung, durch die Frivolität ihrer Sitten, durch die entwürdigende Art der Wahrung ihrer materiellen Interessen, durch die übermütige oder doch herzlose Behandlung der Gerungen im Volke geworden.“ Wir sehen, Wichern war ein rücksichtslos nach allen Seiten die tiefsten Schäden aufdeckender Prophet. Das größte an ihm aber war, daß er so rücksichtslos wahrhaftig aus Liebe war. Deshalb sind die Vorschläge, die er seinerzeit zur Heilung der Schäden machte, nicht wie die meisten heutigen willkürliche Experimente von Kurpfuschern, sondern notwendige, die Not wendende Mittel eines echten Volksarztes. Hätten wir sie nur früher und durchgreifender angewandt! Leider ist das wenigste heute schon überholt, so z. B. was er sagt von einer „christlichen Assoziation der verschiedenen Arbeits- und Besitzstände, einer freien, neuen Einigung derer, die viel aber doch mehr, und derer, die wenig haben“ usw.

Manches ist in 75 Jahren erreicht, was hier nicht aufgezählt werden kann. Das meiste und größte bleibt noch zu tun übrig. Wo sind die Männer und Frauen, die Wicherns Werk als die dringendste Aufgabe unserer Zeit aufnehmen und in seinem Geiste zur Genesung unseres Volkes wirken? Es können nur solche sein, die mit ihm darüber klar sind, daß „das christliche Wesen nicht ein besonderes Leben neben dem übrigen Leben, nicht ein Außerordentliches neben dem Ordentlichen, nicht ein Göttliches neben dem Menschlichen, sondern die Gotteskraft ist, die alle und alles Menschliche, an die und das sie herantritt, durchdringen, retten, heiligen und erneuern will und kann.“

Dr. C. Schm.

Ein evangelischer Pfarrer hinter Gefängnismauern.

„Wegen Beleidigung der Besatzungstruppen“ verurteilt. epd. Von dem französischen Militärpolizeigericht in Bochum wurde der Herausgeber des evangelischen Gemeindeblatts „Friede und Freude“, Pfarrer Schmidt II Bochum zu 3 Monaten Gefängnis und 100 Goldmark Geldstrafe verurteilt. Den Klagepunkt bildete die Wiedergabe eines Artikels aus dem „Ev. Pressedienst“: „Im Ruhrgebiet wird Wind gefät!“, dessen Inhalt dieser mit Ausnahme einer kurzen, sachlichen Einführungs-bemerkung wörtlich einem im „Christlichen Apologeten“, Organ der amerikanischen Methodisten veröffentlichten Bericht des Züricher Methodistenbischofs D. Ruessen über seine Reise durchs Ruhrgebiet entnommen hatte. Bischof Ruessen vergleicht darin den Entrüstungssturm, der über die Erschießung katholischer Priester in Rußland durch die ganze Welt jetzt ging, mit dem Schweigen zu dem Verhalten der Franzosen, „die in Deutschland die Frauen und Kinder zu Tausenden ins Elend und in den Tod treiben.“ Der französische Staatsanwalt ersuchte um Verhängung der Höchststrafe, da der Artikel „eine schwere Beleidigung der Herabsetzung des französischen Volkes und seiner Besatzungstruppen enthalte.“ Nun schmachtet der tapfere evangelische Pfarrer hinter Gefängnismauern, einzig und allein, weil er den Mut gehabt hat, einem fremden Wahrheitszeugen, dem Führer einer großen protestantischen Kirchengemeinschaft die Spalten seines Blattes zu öffnen. Ob die Franzosen wirklich glauben, durch solche Brutalitäten, die von stärkerer, wenngleich ungewollter, Propagandawirkung sind als hundert auflärende Artikel, den Zug der Wahrheit durch die ganze Welt aufzuhalten?

Ein Katholik, wie wir uns mehr wünschen möchten!

Der geistige Kampf der Konfessionen gehört in unserem Vaterland zu den geschichtlich gewordenen Tagesfragen. Aber je tiefgewurzelter die eigene Glaubensüberzeugung ist, desto ehrlicher wird man sich gegenseitig achten und duldsam auseinandersehen. Eine Grenze müssen die konfessionellen Kämpfe finden: Die Treue zum Vaterlande, die Liebe zum angestammten Volk. Aus solchen Gesinnungen heraus tritt der katholische Kirchenhistoriker Prof. Dr. Sebastian Merkle im „Sammler“ (Beilage der „München-Augsburger Abendzeitung“) an die Würdigung des Gedächtnisses von Luthers Auftreten auf dem Wormser Reichstag 1521 heran. Als ersten Grund von Luthers Auftreten und Erfolgen nennt Merkle die Unduldsamkeit der theologischen Schulen. Er erinnert dabei an ein Wort des Kardinals Seripando auf dem Konzil von Trient: „Nichts erzeugt mehr Irrlehren als die leichtfertige und unbesonnene Erkenntnis auf Irrlehre.“ Eine unverantwortliche Unterlassung erblickt Merkle darin, daß die zuständigen Persönlichkeiten den Papst nicht rechtzeitig über die auf berechtigter Eigenart deutscher Religiosität und deutschen Empfindens beruhenden primären Ursachen der Bewegung unterrichten. Dem Auftreten Luthers in Worms und der Art und Weise, wie er dort seinen religiösen und theologischen Standpunkt, von dessen Richtigkeit er felsenfest überzeugt gewesen sei, vertrat, zollt Merkle Anerkennung. Er warnt davor, katholischerseits in unseren Tagen den Spuren des gehässigen Thomas Münzer folgend, zu wiederholen, Luther sei nur aus weltlichen Gründen oder gar aus Furcht vor Drohungen Huttens standhaft geblieben. „Solchen Antriebe hatte er nicht nötig. Und die Zumutung Eds, er solle sein Gewissen beiseite setzen, da es irrig sei, konnte er mit dem auch der katholischen Sittenlehre entsprechenden Worte ablehnen, gegen das Gewissen zu handeln, sei gefährlich und unsittlich. So verweigerte denn Luther den Widerruf, mögen die Worte, in die er seine Weigerung kleidete, auch weniger pathetisch gelautet haben, als die landläufige Luther-legende will.“

Die Folgen der Reformation, ihre Vorteile und Nachteile für die deutschen Katholiken beurteilt Merkle also: „Seitdem ist, indem die einen für, die anderen gegen Luther Partei nahmen, unser Volk religiös gespalten. „Das Band ist zerschnitten“. Aber „Gott hat es gelitten, wer weiß, was er gewollt?“. Der Zwiespalt hat, weil er beide Teile zum Wett-eifer anregte, zweifellos manches Gute geschaffen und manches Schlimme verhütet. Der Kampf ist der Vater von allem. Eine gewisse Stagnation in Ländern, deren religiöse Einheit nicht wesentlich gestört wurde, scheint das zu bestätigen. In diesem Sinne können auch Katholiken das Wort von den Segnungen der Reformation gelten lassen. Nachdem die kirchliche Einheit

verloren gegangen, ist die nationale nur durch eine aufrichtige, durchgreifende Gleichberechtigung beider Konfessionen zu erhalten. Diese Parität herzustellen, ist im Interesse des Reiches die Mehrheit nicht weniger verpflichtet als die Minderheit — in Theorie und Praxis. Das Haus, in welchem unsere Nation als eine religiös und politisch einige Gemeinschaft wohnte, ist zerfallen. Ein Wiederaufbau wird wohl nur für die politische Einheit und auch für sie nur dann möglich sein, wenn die weiteren Worte der angezogenenen Nieder wieder Geltung gewinnen, daß sein Geist in uns allen lebt und Gott unsere Burg ist.“

Die Wirkung.

Einst hatte eine Bäuerin über ihren Seelsorger eine häßliche Verleumdungsgeschichte aufgebracht, die schnell durch das ganze Kirchspiel flog und über dessen Grenzen hinaus. Nach einem halben Jahr ward die Lügnerin krank, und jetzt bekannte sie ihre Schuld, ja, nach ihrer Genesung kam sie zum Geistlichen und bat um Verzeihung.

„Gewiß, ich verzeihe Ihnen gern“, sagte der alte Pfarrer freundlich, „aber weil Sie mir damals so sehr weh getan, müssen Sie mir nun auch einen Wunsch erfüllen.“

„Zehn für einen!“ rief die Bäuerin schnell. — „Gehen Sie heim und schlachten Sie ein schwarzes Huhn; rupfen Sie ihm alle Federn, auch die kleinsten, aus und verlieren Sie keine davon; dann legen Sie diese Federn in ein Körbchen und bringen Sie es her!“

Die Frau mochte meinen, daß es sich um irgendeinen zauberkräftigen Brauch handeln könne und war nach einer Stunde wieder mit dem Körbchen voll schwarzer Federn bei dem Pfarrer.

„So“, sagte dieser, „jetzt gehen Sie langsam durchs Dorf und streuen aller drei Schritte ein klein wenig von den Federn aus, dann steigen Sie auf den Kirchturm, wo die Glocken hängen und schütteln den Rest dort oben in den Wind! Nachher kommen Sie wieder her!“

Die Bäuerin war nach einer halben Stunde mit dem leeren Körbchen wieder bei dem Geistlichen.

„Schön“, meinte der Alte freundlich, „jetzt gehen Sie durchs ganze Dorf und sammeln alle die ausgestreuten Federn wieder in ihr Körbchen; aber sehen Sie zu, daß keine fehle!“

Erschrocken starrte die Frau den Pfarrer an und sagte: „Das ist ja ganz unmöglich! Der Wind hat die meisten, wer weiß, zerstreut.“

„Sehen Sie, so ist's mit Ihren bösen Worten von damals auch gegangen. Wer kann sie alle wieder zurücknehmen und ihre Wirkungen ungeschehen machen?“

So ist es mit manchen Geschichten gegangen, die über andere weiter erzählt worden sind: kleine leichte Federchen, die der Wind verweht; wer kann sie sammeln!?

(Aus: Samuel Keller, Zungenfünden.)

Ewige Neue.

Eine Geschichte für Notleidende und Kranke, von Sören Kierkegaard.

Jrgendwo im Osten lebten ein paar alte, arme Leutelein, Mann und Frau. Sie hatten, wie gesagt, nur Armut; und die Sorge um die Zukunft nahm natürlich zu, je mehr sie ans Alter denken mußten. Sie bestürmten zwar den Himmel nicht mit ihren Bitten, dazu waren sie zu gottesfürchtig, doch riefen sie den Himmel immer und immer wieder um Hilfe an.

Da geschah es eines Morgens, daß die Frau, wie sie zum Herde trat, einen sehr großen Edelstein im Kamin findet, mit dem sie sofort hineineilt, um ihn ihrem Manne zu zeigen; und dieser, der sich auf solches versteht, sieht leicht, daß ihnen nunmehr für ihr Lebtag geholfen ist.

So haben die alten Leutelein nun eine lichte Zukunft vor sich, welch' eine Freude! Doch beschlossen sie, genügsam und gottesfürchtig, wie sie waren, mit dem Verkauf des Edelsteines noch diesen Tag zu warten, da sie so lange noch zu leben hatten. Den Tag darauf aber sollte er verkauft werden und dann ein neues Leben beginnen.

In der Nacht auf den nächsten Tag träumte der Frau, sie sei in das Paradies entrückt. Ein Engel zeigte ihr ringsum all die Herrlichkeit. Da führte der Engel sie auch in einen Saal, wo lange Reihen von Lehnstühlen standen, überall mit Edelsteinen und Perlen geschmückt. Sie waren, wie der Engel

erklärte, für die Frommen bestimmt. Endlich zeigte er ihr auch einen — für sie. Indem sie ihn nun genauer betrachtete, sieht sie, daß an der Rücklehne ein sehr großer Edelstein fehlt. Sie fragt den Engel, woher das komme. Der Engel erwiderte: „Das war der Edelstein, den du im Kamin fandest. Den bekamst du zum Voraus, und er kann nicht wieder eingesetzt werden.“

Am Morgen erzählt die Frau ihrem Mann den Traum; und sie war der Meinung, so wäre es doch besser, wenn sie die übrigen paar Jahre ihres Lebens vollends aushielten, statt die ganze Ewigkeit hindurch den Edelstein zu vermissen. Und ihr frommer Mann war derselben Meinung. So legten sie am Abend den Stein wieder in den Kamin und baten Gott, er möchte ihn wieder zu sich nehmen. Am anderen Morgen war er richtig fort. Wo er hingekommen war, wußten ja die alten Leutlein — er war nun an seinem rechten Platz.

Dieser Mann war in der Tat glücklich verheiratet, seine Frau eine vernünftige Frau. Doch, hatte es sonst auch mit dem oft gehörten Wort seine Richtigkeit, daß die Männer durch ihre Frauen das Ewige vergessen lernen: die Ehe macht es doch nicht, denn es hat jeder in sich selbst etwas, das, schlauer und eindringlicher und unablässiger, als ein Weib es vermag, den Menschen das Ewige vergessen machen kann. Und dann mißt er falsch, als wären ein paar Jahre oder auch 10, 40 Jahre eine so ungeheuer lange Zeit, sodaß sogar die Ewigkeit im Vergleich damit ganz kurz wird, während doch umgekehrt diese Jahre nur wenige Augenblicke sind und die Ewigkeit so ungeheuer lang.

Vergiß das ja nicht! Du kannst dem Leiden und den Widerwärtigkeiten, die nach Gottes Gutbefinden sich für den Christen nun einmal gehören, vielleicht klüglich entgehen; klug durchschlüpfend, kannst du vielleicht zu deinem eigenen Verderben das Gegenteil gewinnen, was Gott dem Christen als solchem auf ewig versagt hat: Genuß und alle irdischen Güter; du kannst vielleicht, von deiner Klugheit betört, dich zuletzt ganz in der Einbildung verlieren, du seiest just auf dem rechten Wege, weil du das Irdische gewinnst: und dann folgt — ewige Reue! Ewige Reue — daß du die Zeit nicht auf das verwendest, dessen man ewig sich erinnern kann: auf die wahre Liebe zu Gott, die zur Folge hat, daß du in diesem Leben von den Menschen zu leiden bekommst. Darum, betrübe dich ja nicht selbst, fürchte unter allen Betrügnern am meisten dich selbst! Wäre es dem Menschen auch möglich, in bezug auf das Ewige etwas vorwegzunehmen, du betrügest dadurch ja doch nur dich selbst: etwas vorweg — und dann ewige Reue!

Das Rätsel des Wassers.

Von Prof. D. Dr. E. Dennert.

Man weiß wohl, daß das Wasser in gewisser Richtung von andern Stoffen abweicht, aber man hat dies doch noch nicht genug gewürdigt, und vor allem ist wenig bekannt, daß es eine ganze Reihe solcher Abweichungen des Wassers gibt. Diese haben nicht nur ein wissenschaftliches, sondern auch ein allgemeines Interesse, weil sie nicht etwa an einem seltenen, sondern an dem allerverbreitetsten Stoff vorkommen, vor allem aber weil sie selbst für den Haushalt der Natur von größter Bedeutung sind. Es verlohnt sich daher wohl, sie einmal etwas genauer ins Auge zu fassen.

Allgemein bekannt ist folgendes: Das Volumen eines Körpers hängt von der Temperatur ab, es nimmt mit derselben zu. Das tut das Volumen des Wassers nun freilich im allgemeinen auch, jedoch nicht zwischen 0° und 4° C; zwischen diesen Graden zieht es sich zusammen, sodaß es bei 4° seine größte Dichtigkeit hat. Diese Eigenschaft hat kein anderer bekannter Stoff. Nun ist dies aber für den Haushalt der Natur höchst wichtig. Ohne dies würden die Gewässer der Erde im Winter stets bis auf den Grund gefrieren, und alles Leben würde vernichtet. Die an der Oberfläche abgekühlten Schichten des Wassers sinken nämlich, weil schwerer, dauernd auf den Grund. Wäre dies nun bis 0° so, so würde das ganze Wasser gleichmäßig auf 9° abgekühlt sein und dann bei weiterer Abkühlung durchweg auf einmal zu Eis erstarren. Wegen jener Abweichung geht dies aber nur bis 4° C so weiter, dann sinken die noch weiter abgekühlten Schichten nicht mehr unter, weil sie weniger dicht, also auch leichter sind als das unter ihnen befindliche Wasser. So bleibt es bis sie 0° sind, dann erstarren sie oben zu Eis und schützen nun auch noch die tieferen Schichten des Wassers gegen weitere Abkühlung und damit gegen Gefrieren. Daher können in ihm die Tiere auch weiter leben.

Nur bei starker und anhaltender Kälte kann das Gefrieren noch weiter bis zum Grund flacher Gewässer fortschreiten.

Nun kommt aber in derselben Richtung eine zweite Abnormität hinzu. Das Wasser läßt sich „unterkühlen“, d. h. die Temperatur kann unter 0° sinken, ohne daß das Wasser gefriert, wenn die Erniedrigung nicht sehr plötzlich und stark ist und keine Erschütterung usw. stattfindet. Wenn das Wasser nun aber friert (bezw. umgekehrt das Eis schmilzt), dehnt es sich plötzlich um 10 % aus, wird leichter und schwimmt auf dem Wasser. Solch ein Verhalten zeigen sonst nur das Metall Bismut und eine Sorte von Gesteinen, aber bei sehr hoher Temperatur. Das sich so plötzlich ausdehnende gefrierende Wasser sprengt Felsen, lockert den Ackerboden und ist ein Hauptfaktor bei der Verwitterung, die den Boden für die Pflanzen vorbereitet. Dies hat also wieder eine große Bedeutung für den Haushalt der Natur.

Während sonst Flüssigkeiten unter höherem Druck leichter gefrieren, ist es beim Wasser umgekehrt. In den Ozeanen gelangt man in der Tiefe bald zu einer ständigen Temperatur von 3° ; aber das Wasser bleibt flüssig, trotz dem gewaltigen Druck der Wassermassen darüber. Ohne dies würden die Verhältnisse im Ozean und auf der Erde ganz andre sein.

Eine dritte Abweichung betrifft die „spezifische Wärme“, d. h. die Wärme, die man 1 Gramm des betreffenden Stoffes zuführen muß, um ihn um 1° C zu erwärmen. Sie ist bei verschiedenen Stoffen verschieden. Das Wasser hat nun die größte spezifische Wärme. Infolgedessen ändert es nicht leicht seine Temperatur, sondern hat darin eine große Stetigkeit. Natürlich hat dies auch wieder für die Lebewesen eine große Bedeutung.

Die spez. Wärme ist bei verschiedenen Temperaturen verschieden, steigt aber ständig mit denselben; bei Wasser dagegen steigt sie von 0° bis 27° , um dann abzunehmen. Das Eis hat übrigens im Gegensatz zum Wasser nur die halbe spezifische Wärme. Die Wärme, welche nötig ist, um 1 Gramm eines Körpers zu schmelzen, die sogenannte Schmelzwärme, ist beim Wasser ganz unverhältnismäßig groß, wie es sonst nur beim Aluminium ist: um 1 Gramm Eis zu schmelzen, ist nämlich ebenso viel Wärme nötig wie, um 1 Gramm Wasser von 0° auf 80° zu erhitzen. Daher schmelzen Gletscher nur sehr langsam. Wäre es anders, so würde dies für das Leben auf der Erde geradezu katastrophal werden.

Zur Verwandlung in Dampf ist die sogenannte Verdampfungswärme nötig. Sie ist beim Wasser sehr groß, weshalb im Wasserdampf jene ungeheure Energie steckt, die unsere Maschinen treibt.

Bei der spezifischen Wärme nimmt man den Druck als konstant an, sie könnte aber auch auf konstantes Volumen bezogen werden; dann ergeben sich andre Zahlen: bei 4° sind beide gleich, von da an wird der Unterschied immer größer; aber auch beim Verdampfen tritt Volumenvergrößerung ein: aus 1 Liter Wasser entweichen bei 100° nicht weniger als 1650 Liter Dampf. — Endlich gibt es noch eine spezifische Wärme des gesättigten Wasserdampfes, durch welche also dessen Temperatur um 1° erhöht wird, sodaß er dabei „gesättigt“ bleibt. Es hat sich ergeben, daß diese spez. Wärme für Wasser negativ ist, und zwar für alle Temperatur. Dies soll besagen: um den Wasserdampf gesättigt zu erhalten, muß ihm Wärme entzogen werden. Dies ist die sechste Abweichung des Wassers. Auch hierauf beruht eine wichtige Erscheinung im Naturhaushalt; beim plötzlichen Fallen des Barometers (Verminderung des Druckes) tritt trübes Wetter (Nebel- und Wolkenbildung) ein, beim Steigen dagegen schönes. Eine weitere Abweichung hat für uns hier weniger Interesse.

(Schluß folgt.)

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Blumenau. Am Totensonntage fand abends in der Kirche ein sehr stark besuchtes Kirchenkonzert statt, bei welchem der Club Musical unter Herrn Geyers Leitung, Herr E. Döring und Frau Pastor Neumann mitwirkten. Das Konzert hat allgemein gefallen, wie die Riesenkollekte (einschließlich der Bezahlung für 250 Programme über 700 Mk. Preis) brachte.

Allen Helfern und Helferinnen sei sehr herzlich gedankt! Der Reinertrag ist zum Teil schon nach Deutschland abgesandt, für den Rest werden Lebensmittel gesendet.

Bei dieser Gelegenheit sei die herzliche Bitte an alle Glieder unserer Gemeinden gerichtet, doch Geld oder Lebensmittel

(Zett, Zucker und dergleichen) für Deutschland zu senden. Gaben nehmen alle Geistlichen entgegen, ebenso die Geschäftsstelle des Urwaldsboten. Die Hilfe tut bitter not! N.

• Für den Familientisch. •

Das Fäulein der sieben Aufrechten.

Erzählung von Gottfried Keller.

(Schluß.)

Der oberste Festwirt stand vor dem weiten Rükchentor und blies auf einem Jägerhörnchen das Zeichen zum Auftragen eines Gerichtes, worauf eine Kompanie Aufwärter hervorkam und sich mit künstlich eingeübter Schwenkung rechts, links und geradeaus zerstreute. Einer derselben fand seinen Weg zu dem Tische, an welchem die Aufrechten und Festen saßen, unter ihnen Karl, Hermine und ihre Freundinnen, Basen oder was sie sein mochten. Die Alten horchten eben eifrig auf einen Hauptredner, der die Tribüne bestiegen, nachdem der Tambour einen kräftigen Wirbel geschlagen. Ernst und gesammelt saßen sie, mit weggelegter Gabel, steif und aufrecht, alle sieben Köpfe nach der Tribüne gewendet. Aber sie erröteten wie junge Mädchen und sahen einander an, als der Redner mit einer Wendung aus Karls Rede begann, die Erscheinung der sieben Greise erzählte und hieran seine eigene Rede knüpfte und ausführte. Nur Karl hörte nichts, denn er scherzte leise mit den Frauen, bis ihn sein Vater anstieß und seine Mißbilligung ausdrückte. Als der Redner unter großem Beifall geendigt, sahen sich die Alten abermals an; sie hatten schon vielen Versammlungen beigewohnt, aber zum erstenmal waren sie selbst der Gegenstand einer Rede geworden, und sie wagten nicht, sich umzuschauen, so verschämt waren sie, wenn auch überglücklich. Aber wie es der Weltlauf ist, ihre Nachbarn ringsum kannten sie nicht und ahnten nicht, was sich für Propheten in ihrer Nähe befanden, und so wurde ihre Bescheidenheit nicht beleidigt. Um so zufriedener drückten sie einander die Hände, nachdem sie jeder lachte für sich gerieben, und ihre Augen sagten: Nur unentwegt! Das ist der süße Lohn für Tugend und andauernde Vortrefflichkeit!

Worauf Rufer rief: „Nun, diesen Spaß haben wir unserm Meister Karl zu verdanken! Ich glaube doch, wir werden ihm schließlich Bürgis Himmelbett zusprechen und ihm eine gewisse Buppe dreinlegen müssen. Was meinst du, Daniel Frymann?“ „Ich fürchte auch“, sagte Pfister, „daß er mir mein Schweizerblut ablaufen muß und seine Wette verliert.“

Doch Frymann runzelte plötzlich die Stirn und sprach: „Ein gutes Mundwerk wird nicht gleich mit einem Weibe bezahlt! Wenigstens in meinem Hause gehört noch eine gute Hand dazu! Laßt uns, Ihr Freunde, den Scherz nicht auf ungehörige Dinge ausdehnen!“

Karl und Hermine waren rot geworden und schauten verlegen in das Volk hinaus. Da ertönte der Kanonenschuß, der den Wiederbeginn des Schießens verkündigte und auf den eine lange Reihe von Schützen, die Büchse in der Hand, gewartet hatte. Augenblicklich knallte es wieder auf der ganzen Linie; Karl erhob sich vom Tische, sagte, nun wolle er sein Glück auch versuchen und begab sich nach dem Schießstande. „Und ich will ihm wenigstens zusehen, wenn ich ihn auch nicht bekommen soll!“ rief Hermine scherzend und ging ihm nach, begleitet von den Freundinnen.

Doch geschah es, daß die Frauenzimmer sich in der Menge aus den Augen gerieten und Hermine zuletzt mit Karl allein blieb und getreulich mit ihm von Scheibe zu Scheibe zog. Er begann am äußersten Ende, wo kein Gedränge war, und schloß ohne sonderlichen Ernst zwei oder drei Treffer gleich hintereinander. Nach Herminen sich umwendend, die hinter ihm stand, sagte er lachend: „Ei, das geht ja gut!“ Sie lachte auch, aber nur mit den Augen, mit dem Munde sagte sie ernsthaft: „Du mußt einen Becher gewinnen.“ „Das geht nicht“, antwortete Karl, „um fünfundzwanzig Nummern zu schießen, müßte ich wenigstens fünfzig Schüsse tun, u. ich habe gerade nur fünfundzwanzig bei mir.“ „Ei“, sagte sie, „es gibt ja genug Pulver und Blei hier zu kaufen!“

„Das will ich aber nicht, da käme mir der Becher mit dem Schußgeld teuer zu stehen! Manche verpuffen allerdings mehr Geld, als der Gewinn beträgt, aber ein solcher Narr bin ich nicht.“

„Du bist ja hübsch grundsätzlich und haushälterisch“, sagte sie beinahe zärtlich, „das gefällt mir! Aber das ist erst recht gut, wenn man mit wenigem so viel ausrichtet, wie andere mit ihren weitläufigen Anstalten und ihren schrecklichen Anstrengungen! Darum nimm dich zusammen und mach es mit den fünfundzwanzig Kugeln! Wenn ich ein Schütze wäre, so wollt' ich es schon zwingen!“

„Nie, es kommt gar nicht vor, du Narrin!“

„Dum seid ihr eben Sonntagsschützen! Aber so fange nur endlich wieder an und probier's!“

Er tat einen weiteren Schuß und hatte wieder eine Nummer und dann noch eine. Wieder sah er Herminen an, und sie lachte noch mehr mit den Augen und sagte noch ernster: „Siehst du? Es geht doch, jetzt fahre fort.“ — Unverwandt sah er sie an und konnte den Blick kaum wegwenden, denn noch nie hatte er ihre Augen so gesehen; es glühte etwas Herbes und Tyrannisches mitten in der lachenden Süßigkeit ihres Blickes, zwei Geister sprachen beredt aus seinem Glanze: der befehlende Wille, aber mit ihm verschmolzen die Verheißung des Lohnes, und aus der Verschmelzung entstand ein neues geheimnisvolles Wesen. „Tu mir den Willen, ich habe dir mehr zu geben, als du ahnst!“ sagten diese Augen, und Karl schaute fragend und neugierig hinein, bis sie sich verstanden mitten im Geräusch und Gebrause des Festes. Als er seine Augen in diesem Glanze gesättigt, wandte er sich wieder, zielte ruhig und traf abermals. Jetzt fing es ihm selbst an möglich zu scheinen; doch weil sich Leute um ihn zu sammeln begannen, ging er weg und suchte einen ruhigeren und einsameren Stand, und Hermine folgte ihm. Dort schoß er wiederum einige Treffer, ohne einen Schuß vergeblich zu tun; und so fing er an, die Kugeln bedächtig wie Goldstücke zu behandeln, und jede begleitete Hermine mit geizigen, leuchtenden Blicken, ehe sie im Laufe verschwand; Karl aber, ehe er zielte, ohne Hast noch Unruhe, schaute jedesmal dem schönen Wesen ins Gesicht. So oft sein Glück auffiel und die Leute sich um ihn sammelten, ging er weiter vor eine andere Scheibe; auch steckte er die erhaltenen Zettel nicht auf den Hut, sondern gab sie seiner Begleiterin zum Aufbewahren; die hielt das ganze Bündel und nie hatte ein Schütz einen schöneren Nummernhalter besessen. So erfüllte er in der Tat ihren Wunsch und brachte nach und nach die fünfundzwanzig Schüsse so glücklich an, daß nicht einer außerhalb des vorgeschriebenen Kreises einschlug.

Sie überzählten die Karten und fanden das seltene Glück bestätigt. „Das habe ich einmal gekonnt und werde es in meinem Leben nie wieder machen!“ sagte Karl; „item, das hast du mit deinen Augen bewirkt. Es nimmt mich nur wunder, was du noch alles damit durchzusehen gedenkst!“

„Das mußt du abwarten“, erwiderte sie und lachte jetzt auch mit dem Munde. „Geh jetzt zu den Alten“, sagte er, „und bitte sie, sie möchten mich aus dem Gabensaal abholen, damit ich ein Geleit habe, da sonst niemand bei mir ist, oder willst du mit mir marschieren?“ „Ich hätte fast Lust“, sagte sie, ging aber doch eilig davon.

Die Alten saßen in tiefen und fröhlichen Gesprächen; das Volk in der Hütte hatte sich zum größten Teil verändert; sie aber hielten fest an ihrem Tische und ließen das Leben um sich wogen. Lachend trat Hermine zu ihnen und rief: „Ihr sollt den Karl abholen, er hat einen Becher!“

„Wie, was?“ riefen sie und brachen in Jubel aus; „so treibt er's?“ „Ja“, sagte ein Bekannter, der eben herzutrat, „und zwar hat er den Becher mit fünfundzwanzig Schüssen gewonnen, das kommt nicht alle Tage vor! Ich habe das Pärchen beobachtet, wie sie's miteinander gemacht haben!“ Meister Frymann sah erstaunt auf seine Tochter: „Hast du etwa auch geschossen? Ich will nicht hoffen; denn dergleichen Schützinnen nehmen sich gut aus so im ganzen, aber nicht im besonderen.“

„Sei nur zufrieden“, sagte Hermine, „ich habe nicht geschossen, sondern nur ihm befohlen, daß er gut schießen soll.“ Hediger aber erblickte vor Verwunderung und Genugtuung, daß er einen Sohn haben sollte, redebegabt und berühmt in den Waffen, der mit Handlungen und Taten aus seiner verborgenen Schneiderwohnung hervortrat. Er zog die Pfeifen ein und dachte, da wolle er nichts mehr bevormunden. Doch die Greise brachen nun auf nach dem Gabentempel, wo sie richtig den jungen Helden schon mit dem glänzenden Becher in der

Hand und mit den Trompetern auf sie harrend antraten. Also zogen sie mit ihm nach der Weise eines muntern Marsches in die Hütte, um den Becher zu „verschwellen“, wie man zu sagen pflegt, abermals mit festen kurzen Schritten und geballten Fästen, triumphierend in die Runde blidend. An ihrem Hauptquartier wieder angekommen, füllte Karl den Becher, setzte ihn mitten auf den Tisch und sagte: „Hiemit widme ich diesen Becher der Gesellschaft, damit er stets bei ihrer Fahne bleibe!“

„Angenommen!“ hieß es; der Becher begann zu kreisen und eine neue Lustbarkeit verjüngte die Alten, welche nun schon seit Tagesanbruch munter waren. Die Abendsonne floss unter das unendliche Gebälk der Halle herein und vergoldete Tausende von lustverklärten Gesichtern, während die rauschenden Klänge des Orchesters die Räume erfüllten. Hermine sah im Schatten von ihres Vaters breiten Schultern so bescheiden und still, als ob sie nicht drei zählen könnte. Aber von der Sonne, welche den vor ihr stehenden Becher bestreifte, daß dessen inwendige Vergoldung samt dem Weine aufblitzte, spielten goldene Lichter über ihr rosig erglühtes Gesicht, welche sich mit dem Weine bewegten, wenn die Alten im Feuer der Rede auf den Tisch schlugen; und man wußte dann nicht, ob sie selber lächelte oder nur die spielenden Lichter. Sie war jetzt so schön, daß sie bald von den umherblickenden jungen Leuten entdeckt wurde. Fröhliche Trupps setzten sich in der Nähe fest, um sie im Auge zu behalten, und es wurde gefragt: „Woher ist sie, wer ist der Alte, kennt ihn niemand?“ Es ist eine St. Gallerin, es soll eine Thurgauerin sein! hieß es da; nein, es sind alles Zürcher an jenem Tisch, hieß es dort. Wo sie hinsah, zogen die lustigen Jünglinge den Hut, um ihrer Anmut die gebührende Achtung zu erweisen, und sie lachte bescheiden, aber ohne sich zu zieren. Als jedoch ein langer Zug Burschen am Tisch vorüberging und alle die Hüte zogen, da mußte sie doch die Augen niederschlagen und noch mehr, als unversehens ein hübscher Berner Student kam, die Mütze in der Hand, und mit höflichem Freimut sagte, er sei von dreißig Freunden abgesandt worden, die am vierten Tische von da säßen, ihr mit Erlaubnis ihres Herrn Vaters zu erklären, daß sie das feinste Mädchen in der Hütte sei. Kurz, alles machte ihr förmlich den Hof, die Segel der Alten wurden von neuem Triumphe geschwellt, und Karls Ruhm ward durch Herminen beinahe verdunkelt. Aber auch er sollte nochmals obenauflommen.

Denn es entstand ein Geräusch und Gedränge im mittleren Gange, herrührend von zwei Sennen aus dem Entlibuch, die sich durch die Menge schoben. Es waren zwei ordentliche Bären mit kurzen Holzpfeifen im Munde, die Sonntagsjaden unter den biden Armen führend, kleine Strohstühle auf den großen Köpfen, und die Hemden auf der Brust mit silbernen Herzschnallen zusammengehalten. Der eine, der voranging, war ein Kloben von fünfzig Jahren und ziemlich angetrunken und ungebärdig; denn er begehrte mit allen Männern Kraftübungen anzustellen und suchte überall seine klobigen Finger einzuhaken, indem er freundlich oder auch herausfordernd mit den Neugleim blinzelte. So entstand überall vor ihm her Anstoß und Verwirrung. Aber dicht hinter ihm ging der andere, ein noch derberer Gesell von achtzig Jahren mit einem Krauskopf voll kurzer gelber Böldlein, und das war der Vater des Fünfzigjährigen. Der lenkte den Herrn Sohn, ohne das Pfeifchen ausgehen zu lassen, mit eiserner Hand, indem es von Zeit zu Zeit sagte: „Büebeli, halt Ruh! Büebeli, sei mir ordentlich!“ und ihm dabei die entsprechenden Rufe und Handleitungen erteilte. So steuerte er ihn mit kundiger Faust durch das empörte Meer, bis gerade vor dem Tische der Siebenmänner es eine gefährliche Stodung absehte, da eben eine Schar Bauern daherkam, welche den Rauflustigen zur Rede stellten und in die Mitte nehmen wollten. In der Furcht, sein Büebeli werde eine große Teufelei anrichten, sah sich der Vater nach einer Zuflucht um und bemerkte die Alten. „Unter diesen Schimmelköpfen wird er ruhig sein!“ brummte er vor sich hin, faßte mit der einen Faust den Jungen im Kreuz und steuerte ihn zwischen die Bänke hinein, während er mit der andern Hand rückwärts fächelnd die nachdringenden Gereizten sanft abwehrte; denn der eine und andere war in aller Schnelligkeit bereits erheblich gezwickt worden.

„Mit Eurer Erlaubnis, ihr Herren,“ sagte der Uralte zu den Alten, „laßt mich hier ein wenig absetzen, daß ich mir und dem Büebeli noch ein Glas Wein gebe! Er wird mir dann schläfrig und still wie ein Lämmlein!“

Also kehrte er sich ohne weiteres mit seinem Frächtchen in die Gesellschaft hinein, und der Sohn schaute wirklich sanft und

ehrerbietig umher. Doch sagte er alsobald: „Ich möchte aus dem silbernen Krüglein dort trinken!“ „Bist du mir ruhig oder ich schlage dich ungespißt in den Erdboden hinein!“ sagte der Alte; als ihm aber Hediger den gefüllten Becher zuschob, sagte er: „Nun so denn! Wenn's die Herren erlauben, so trink, aber süß mir nit alles.“

„Ihr habt da einen munteren Knaben, Manno,“ sagte Frymann, „wie alt ist er denn?“ „So,“ erwiderte der Alte, „er wird mir um's Neujahr herum so zweiundfünfzig werden; wenigstens hat er mir anno 1798 schon in der Wiege geschrien, als die Franzosen kamen, mir die Rüß' wegtrieben und das Hüttlein anzündeten. Weil ich aber einem Paar davon die Köpfe gegeneinander gestoßen habe, mußte ich flüchten, und das Weibli ist mir in der Zeit vor Elend gestorben. Darum muß ich mir das Bürschli allein erziehen.“

„Habt Ihr ihm keine Frau gegeben, die Euch hätte helfen können?“

„Nein, bis Dato ist er mir noch zu ungeschickt und wild, er tut's nicht, er schlägt alles kurz und klein!“

Inzwischen hatte der jugendliche Taugenichts den würzigen Becher ausgetrunken, ohne einen Tropfen darin zu lassen. Er stopfte sein Pfeifchen und blinzelte gar vergnügt und friedlich im Kreis umher. Da entdeckte er die Hermine, und der Strahl weiblicher Schönheit, der von ihr ausging, entzündete plötzlich in seinem Herzen wieder den Ehrgeiz und die Neigung zu Kraftäuserungen. Als sein Auge zugleich auf Karl fiel, der ihm gegenüber saß, streckte er ihm einladend den gekrümmten Mittelfinger über den Tisch hin.

„Salt inn', Bürschli! reit' dich der Satan schon wieder?“ schrie der Alte ergrimmt und wollte ihn am Kragen nehmen; Karl aber sagte, er möchte ihn nur lassen und hing seinen Mittelfinger in denjenigen des jungen Bären, und jeder suchte nun den andern zu sich herüberzuziehen. „Wenn du mir dem Herrlein weh' tust oder ihm den Finger ausrenkst,“ sagte der Alte noch, „so nehm' ich dich bei den Ohren, daß du es drei Wochen spürst!“ Die beiden Hände schwebten nun eine geraume Zeit über der Mitte des Tisches; Karl vergaß bald das Lachen und wurde purpurrot im Gesicht; aber zuletzt zog er allmählich den Arm und den Oberkörper seines Gegners merklich auf seine Seite, und damit war der Sieg entschieden.

Ganz verdußt und betrübt sah ihn der Entlibucher an, fand aber nicht lange Zeit dazu; denn der über seine Niederlage nun doch erbooste Uralte gab ihm eine Ohrfeige, und beschämt sah der Sohn nach Herminen; dann fing er plötzlich an zu weinen und rief schluchzend: „Und ich will jetzt einmal eine Frau haben!“ — „Komm, komm!“ sagte der Papa, „jetzt bist du reif fürs Bett!“ Er packte ihn unter dem Arm und trollte sich mit ihm davon.

Nach dem Abzug dieser wunderlichen Erscheinung trat eine Stille unter die Alten, und alle wunderten sich abermals über Karls Werke und Verrichtungen.

„Das kommt lediglich vom Turnen,“ sagte er bescheiden, „das gilt Übung, Kraft und Vorteil zu dergleichen Dingen, und fast jeder kann sie sich aneignen, der nicht von der Natur vernachlässigt ist.“

„Es ist so!“ sagte Hediger, der Vater, nach einigem Nachdenken und fuhr begeistert fort: „Darum preisen wir ewig und ewig die neue Zeit, die den Menschen wieder zu erziehen beginnt, daß er auch ein Mensch wird, und die nicht nur dem Junker und dem Berghirt, nein, auch dem Schneiderskind befielt, seine Glieder zu üben und den Leib zu veredeln, daß es sich rühren kann!“

„Es ist so!“ sagte Frymann, der ebenfalls aus einem Nachdenken erwacht war, „und auch wir haben alle mitgerungen, diese neue Zeit herbeizuführen. Und heute feiern wir, was unsere alten Köpfe betrifft, mit unserem Fährlein den Abschlusß das 'Ende Feuer!' und überlassen den Rest den Jungen. Nun hat man aber nie von uns sagen können, daß wir starrsinnig auf Irrtum und Mißverständnis beharrt seien! Im Gegenteil, unser Bestreben ging dahin, immer dem Vernunftgemäßen, Wahren und Schönen zugänglich zu bleiben; und somit nehme ich frei und offen meinen Ausspruch in betreff der Kinder zurück und lade dich ein, Freund Chäpper, ein Gleiches zu tun! Denn was könnten wir zum Andenken des heutigen Tages Besseres stiften, pflanzen und gründen, als einen lebendigen Stamm, hervorgewachsen recht aus dem Schoße unserer Freundschaft, ein Haus, dessen Kinder die Grundsätze und den unentwegten Glauben der sieben Aufrechten aufbewahren und übertragen? Wohlan denn, so gebe der Bürgi sein Himmelbett her, daß wir es aufrüsten! Ich lege hinein die

Ammut und weibliche Reinheit! Du die Kraft, die Entschlossenheit und Gewandtheit, und damit vorwärts, weil sie jung sind, mit dem aufgesteckten grünen Fähnlein! Das soll ihnen verbleiben, und sie sollen es aufbewahren, wenn wir einst aufgelöst sind! So leiste nun nicht länger Widerstand, alter Hediger, und gib mir die Hand als Gegenschwäher!"

"Angenommen!" sagte Hediger feierlich, „aber unter der Bedingung, daß du den Jungen keine Mittel zur Einfältigkeit und herzlosen Brählerei aus hingibst! Denn der Teufel geht um und sucht, wen er verschlinge!"

"Angenommen!" rief Frymann, und Hediger: „So grüße ich dich denn als Gegenschwäher, und das Schweizerblut mag zur Hochzeit angezapft werden!"

Alle Sieben erhoben sich jetzt, und unter großem Hallo wurden Karls und Hermine's Hände ineinander gelegt.

"Glück zu; da gibt's eine Verlobung, so muß es kommen!" riefen einige Nachbarn, und gleich kamen eine Menge Leute mit ihren Gläsern herbei, mit den Verlobten anzustößen. Wie bestellte, fiel auch die Musik ein; aber Hermine entwand sich dem Gedränge, ohne jedoch Karls Hand zu lassen, und er führte sie aus der Hütte hinaus auf den Festplatz, der bereits in nächtlicher Stille lag. Sie gingen um die Fahnenburg herum, und da niemand in der Nähe war, standen sie still. Die Fahnen wallten geschwählig und lebendig durcheinander, aber das Freundschaftsfähnchen konnten sie nicht entdecken, da es in den Falten einer großen Nachbarin verschwand und wohl aufgehoben war. Doch oben im Sternenschein schlug die eidgenössische Fahne, immer einsam, ihr Schnippchen, und das Rauschen ihres Zeuges war jetzt deutlich zu hören. Hermine legte ihre Arme um den Arm des Bräutigams, küßte ihn freiwillig und sagte bewegt und zärtlich: „Nun muß es aber recht hergehen bei uns! Mögen wir so lange leben, als wir brav und tüchtig sind und nicht einen Tag länger!"

"Dann hoffe ich lange zu leben, denn ich habe es gut mit dir im Sinn!" sagte Karl und küßte sie wieder; „aber wie steht es nun mit dem Regiment! Willst du mich wirklich unter den Pantoffel kriegen?"

"So sehr ich kann! Es wird sich indessen schon ein Recht und eine Verfassung zwischen uns ausbilden, und sie wird gut sein, wie sie ist!"

"Und ich werde die Verfassung gewährleisten und bitte mir die erste Gvatterschaft aus!" ertönte unverhofft eine kräftige Bassstimme. Hermine reckte das Köpfchen und faßte Karls Hand; der trat aber näher und sah einen Wachtposten der aargauischen Scharfschützen, der im Schatten eines Pfeilers stand. Das Metall seiner Ausrüstung blinkte durch das Dunkel. Jetzt erkannten sich die jungen Männer, die nebeneinander Rekruten gewesen, und der Margauer war ein stattlicher Bauernsohn. Die Verlobten setzten sich auf die Stufen zu seinen Füßen und erzählten sich was mit ihm wohl eine halbe Stunde, ehe sie zur Gesellschaft zurückkehrten.

Kirchennachrichten.

Evang. Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 2. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendm. im Bahü; 2 Uhr nachm., im Belchior.

Sonntag, 16. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. in der Garcia; 8 Uhr abends, Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 23. Dez., 7 1/2 Uhr abends, Kinderfeier in Blumenau.

Montag, 24. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. in der Belha; 7 Uhr abends, Christmette in Blumenau.

Dienstag, 25. Dez., 9 Uhr vorm., Weihnachtsfeier in Blumenau.

Mittwoch, 26. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendmahl in Ruhland.

Sonntag, 30. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. in der Belha.

Montag, 31. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Gaspar; 8 Uhr abends, Sylvesterfeier in Blumenau.

Dienstag, 1. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 7. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Itoupava.

An jedem Montag in Blumenau, Mittwoch in Altona, Donnerstag bei Alfred Weims in der Belha, Freitag in Itoupava-Norte findet nachmittags 3 Uhr Religionsunterricht statt. An jedem Sonntag, eine Stunde vor Beginn der Gottesdienstzeit, Kindergottesdienst in Blumenau.

Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr.

Pfarrer Neumann.

Bereinigte Evang. Kirchengemeinde Itoupava.

Sonntag, 2. Dez., Gottesd. in Braco do Sul.

Sonntag, 9. Dez., Pastoralkonferenz, Gottesd. mit Beichte u. heil. Abendm. in Itoupava (P. Hohlfeld.)

Sonntag, 16. Dez., Gottesd. in Untere Massaranduba.

Sonntag, 23. Dez., Weihnachtsgottesd. in Serafim; 5 1/2 Uhr nachm., Christnachtfeier in Itoupava.

Weihnachten, 25. Dez., Gottesd. in Itoupava.

Weihnachten, 26. Dez., Gottesd. in Itoupava-Nega mit Beichte und heil. Abendm.

Sonntag, 30. Dez., Jahreschluss-Gottesd. mit Beichte und heil. Abendm., Schule bei Wulf.

Neujahr, 1. Januar, Gottesd. in Fidelis.

Mittwoch, 2. Jan., 8 Uhr vorm., Annahme der Konfirmanden in Itoupava.

Donnerstag, 3. Jan., 8 Uhr vorm., Annahme der Konfirmanden in Itoupava-Nega.

Sonntag, 6. Jan., Gottesd. in Obere Massaranduba; danach Aufnahme der Konfirmanden.

Die Gottesdienste beginnen um 9 1/2 Uhr vorm.

Pfarrer Ollas.

Bereinigte Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Sonntag, 23. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendm. in Itoupavazinha (P. Neumann); vorm. 9. Gottesd. in Alto Rio do Testo (P. Langbein); 3 Uhr nachm. Gottesd. in Testo Central bei Koch (P. Langbein).

1. Weihnachtsfeiertag, 25. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Badenfurt.

Pfarrer Kessel.

Evang. Gemeinde Timbo.

Sonntag, 2. Dez., Gottesd. und heil. Abendm. in Rio Abda.

Sonntag, 4. Dez., 9 Uhr vorm., Aufnahme der Konfirmanden in Timbo.

Sonntag, 9. Dez., Pastoralkonferenz in Itoupava.

Sonntag, 16. Dez., Konfirmation und heil. Abendmahl in Beneditto-Novo.

Sonntag, 23. Dez., Gottesd. und heil. Abendm. in Cedro Alto.

Weihnachten, 25. Dez., Gottesd. in Carijos; 2 Uhr nachm., Taufgottesd. in Timbo; 7 Uhr abends, Weihnachtsgottesdienst in Timbo.

Weihnachten, 26. Dez., 7 Uhr abends, Weihnachtsgottesd. in Beneditto-Novo.

Sonntag, 30. Dez., Gottesd. in Rio Abda.

Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr vormittags.

Pfarrer Hohlfeld.

Evang. Gemeinde Hammonia.

Sonntag, 2. Dez., 10 Uhr vorm., Gottesd. in Canellabach. Pastor Grimm.

Evang. Gemeinde Bella Alliança.

Sonntag, 2. Dez., 10 Uhr vorm., Gottesd. am Braco do Trombudo.

Sonntag, 16. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Cobras-Südm.

Sonntag, 23. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Trombudo.

Christfest, 25. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Südm.; 7 1/2 Uhr abends, Weihnachtsfeier.

Mittwoch, 26. Dez., 10 Uhr vorm., Gottesd. am Pombas.

Sonntag, 30. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Matador.

Neujahr, 1. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Mosquito.

Sonntag, 6. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. an der Contra.

Sonntag, 13. Jan., 10 Uhr vorm., Gottesd. am Braco do Trombudo.

Sonntag, 20. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Tanó.

Pfarrer Sahn.

Evang. Gemeinde Itajahy.

Sonntag, 23. Dez., Weihnachtsgottesd. in Itajahy.

Pfarrer Ratsch.

Evang. Gemeinde Brusque.

Sonntag, 2. Dez., Gottesd. und heil. Abendmahl in Brusque.

Sonntag, 9. Dez., Pastoralkonferenz in Itoupava.

Sonntag, 16. Dez., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Brusque.

Heilig-Abend, 6 Uhr abends, Christvesper in Brusque.

1. Weihnachtsfeiertag, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Brusque.

Sylvester, 7 Uhr abends, Abendandacht in Brusque.

Neujahr, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Brusque.

Pfarrer Ratsch.